

ArchäologInnengarn.

Vom Nutzen erzählender und mehrfacher Deutung prähistorischer Evidenz

Jutta Leskovar

Zusammenfassung

Interpretationen der vorhandenen Evidenz werden in Arbeiten zur prähistorischen Archäologie allzu selten von der Beschreibung dieser Evidenz getrennt. Diese „versteckten Fiktionen“ verwirren die LeserInnen und werden dem Anspruch nach „objektiver Geschichtsschreibung“ nicht gerecht.

Vorgeschlagen wird eine Methode, mit deren Hilfe sprachlich konsequent Beschreibung und Interpretation voneinander getrennt werden können. Die theoretisch diskutierte Nähe von Historiographie und Literatur erlaubt die Verwendung der Werkzeuge des literarischen Genres. Dies gleich mehrfach für einen einzelnen Befund zu tun, weist auf die Tatsache hin, dass aufgrund der Quellenlage immer mehrere Interpretationen möglich sind, deren Wahrscheinlichkeit erst im Vergleich mit anderen Befunden zu erheben ist.

Abstract

Descriptions and interpretations of the archaeological evidence are only rarely separated clearly in archaeological publications. These „hidden fictions“ can mislead readers and directly contradict the often stated claim of writing „objective historiographies“.

A method is suggested that allows a consequent separation of description and interpretation. Similarities between historiographical and literary theory are discussed, which allow to adopt literary tools to write archaeological narratives. The use of multiple narratives underlines the fact that the limited nature of archaeological evidence always allows for several different interpretations, whose probability to explain a given phenomenon can only be assessed by comparison with other sites and their wider context.

Versteckte Fiktionen

Es war einmal in einem großen Land ein Orden, der hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die lang vergangene Geschichte des großen Landes zu erforschen. Die Ordensleute hatten ihre eigenen geheimen Regeln und Rituale, um an das Wissen zu kommen, das sie sich vor allem gegenseitig, in verschlüsselter Form aber auch den anderen Menschen erzählten. Ihre Regeln und Rituale waren nicht immer ganz perfekt und fehlerfrei, und so wussten sie bei weitem nicht alles über die Geschichte des großen Landes. Was sie nicht sicher wussten, erfanden sie aus ihrem Verständnis und Glauben um die Zusammenhänge der Welt. Sie benutzten die verschlüsselte Sprache, so dass niemand merkte, wie wenig Wissen in ihren Erzählungen steckte und wie viel Erfindung war. Nach vielen Jahren waren sie so geübt darin, das, was sie nicht wussten, zu erfinden, dass sie selbst es nicht mehr merkten sondern alles für Wahrheit hielten, was sie berichteten.

Und alle glaubten ihnen.

Alle?

Und jetzt noch einmal in dieser wissenschaftlichen Sprache:

Prähistorikerinnen und Prähistoriker verwenden unsere Fachsprache, um „Wissen“ zu verbreiten. Das „Wissen“ besteht beispielsweise bei der Bearbeitung eines Fundplatzes aus der Beschreibung der Evidenz und der Darlegung der Interpretation. Die Evidenz ist nicht vollständig, sie verursacht durch Abwesenheit von Informationen Lücken. Unsere Arbeit dient dazu, die Lücken aufzufüllen, und von den Ergebnissen zu berichten.

Unserem eigenen Kanon des wissenschaftlichen Arbeitens gemäß müsste zu jedem Zeitpunkt für jede Leserin und jeden Leser nachvollziehbar sein, wo die Beschreibung der Evidenz endet und die Lückenfüllerei, also die Interpretation, beginnt. Gelingt uns das? Ein Blick in auch aktuelle Publikationen rechtfertigt, diese Frage zu verneinen.

Interpretationen werden ständig in unserer Fachsprache versteckt. Oft verbergen sich die Ideen von Prähistorikerin oder Prähistoriker bei klassischen Materialbearbeitungen, und um jene soll es hier in erster Linie gehen, bereits in den Kapiteln, die „Aufnahme“ und „Analyse des Fundmaterials“ genannt werden. Oft wird ins Blaue hinein interpretiert, ohne auf die Evidenz zu achten, bzw. ohne die Beschreibung der Evidenz sprachlich von der Interpretation zu trennen.

Durch die Verwendung des simplen sprachlichen Kunstgriffes des Konjunktives ließe sich hier vieles vermeiden, doch de facto wird eventuell bei der Beschreibung eines Objektes dieser Konjunktiv noch verwendet, in der endgültigen Auswertung ist er dann bereits verschwunden und die ehemaligen möglichen Interpretationen sind spätestens bei der Zusammenfassung auf einmal zur interpretierten Wahrheit, zu einem echten Bild der Geschichte geworden.

Fakt ist, wir alle erzählen Geschichten. Selbst wenn wir unseren Namen vor oder nach unseren Zeilen erscheinen lassen, tun wir doch alles, um zu verschleiern, dass ein Mensch hier etwas erzählt, aufschreibt, berichtet. Wir verbergen uns hinter einer Stimme, die möglichst gebildet und akademisch zu wirken hat und tun unsere ureigenste und meistens nur eine einzelne Sichtweise und Interpretation kund. Diese Stimme und die Evidenz, auf die wir uns durchaus beziehen, sind die Elemente, mit denen wir Objektivität und den Anspruch auf erkannte vergangene Wahrheit meistens glaubhaft vermitteln können. In Wirklichkeit belügen wir damit nicht nur unsere Leserinnen und Leser außerhalb und innerhalb des Faches, sondern vor allem uns selbst. Denn wir leugnen häufig, unsere eigenen Interpretationen einfließen zu lassen, verstecken das vor uns selber, und müssen dann erst recht mit ansehen, oder uns von anderen sagen lassen, wie diese Interpretationen sich heimlich in unsere Formulierungen einschleichen. Von höchster Bedeutung ist allerdings, wie wir damit in ziemlich unwürdiger Weise weder der Evidenz noch den tatsächlich geschehenen Vergangenheiten gerecht werden.

Es ist hier nicht der Ort, Negativbeispiele vorzubringen, anhand derer sichtbar wird, wie ständig die Interpretation nicht ausreichend von der Beschreibung und Darstellung der Evidenz getrennt wird.

Es ist hinlänglich bekannt, dass so etwas auch in der jüngsten Fachliteratur immer wieder passiert, wo also unreflektiert interpretiert wird, weil der angeblich gesunde Menschenverstand zum Beispiel Gräber interpretiert und gar nicht merkt, dass er einfach das Bekannte aus der heutigen Welt auf die Vergangenheit überträgt.

Um diese ständige Vermischung zwischen Beschreibung der Evidenz und Interpretation zu ver-

meiden wird folgende Vorgehensweise vorgeschlagen: die Kapitel einer Arbeit, die der Aufnahme, Analyse und Auswertung archäologischer Hinterlassenschaften gewidmet sind, sollen wie bisher in der Fachsprache verfasst, die bekannten Methoden dafür verwendet und laufend neue entwickelt werden. Damit ist nicht ausschließlich die Erarbeitung klassischer Materialvorlagen im Sinne der typochronologischen Forschung gemeint, sondern außerdem die auswertende *Interpretation*. Diese sprachlich von den rein beschreibenden Teilen der Arbeit zu trennen, ist zwar ein ständiger Anspruch, in der Praxis jedoch nie vollständig erreichbar, da schreibende Menschen unwillkürlich immer etwas von ihrer eigenen Geisteshaltung einfließen lassen werden – doch zumindest sollte der Versuch (deutlich) gemacht werden.

Zusätzlich wird die Einführung eines vierten Arbeitsabschnittes vorgeschlagen, im Rahmen dessen offen und in sinnvoller Form interpretiert werden soll, nicht halb versteckt, wie das oft üblich ist (zu den Vorteilen dieses Vorgehens siehe weiter unten).

Diese Form der Interpretation kann durchaus so genannt werden, dass sie im wissenschaftlichen Betrieb der Ur- und Frühgeschichtsforschung nicht unheimlich erscheint, nämlich zum Beispiel „narratives Element“, oder auch „literarische Interpretationen“ oder „multiple narrative Modelle“, sie kann aber auch nach dem bezeichnet werden, was sie eigentlich ist und sein soll: eine Sammlung von Romanfragmenten. Der gedankliche Bezug ist hier zu gut recherchierten historischen Romanen hergestellt, nicht zu reinen Erfindungen, welche die Evidenz nach Lust und Laune beugen. Dieser Punkt ist ganz wesentlich.

Vor einer genaueren Darlegung zu Theorie und Praxis dieser Forderung soll ein kurzer Blick in die theoretische Diskussion, wie sie in anderen Fachbereichen zu diesem Thema geführt wird, geworfen werden.

Zur Diskussion um „Fakten“ und „Fiktionen“ in Literatur- und Geschichtswissenschaft

In der Literatur- und Geschichtswissenschaft wird seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts intensiv über das Verhältnis von Literatur und Historiographie diskutiert (Eggert et al. 1990; Gossman 1990; Nünning 1995: 49–57, 129–152; Rüsen 1979; Stanzel 1995; Stierle 1979; Walther 1992). Einige Punkte dieser Diskussion

sollen in knapper Form dargelegt werden.

(Dem muss vorausgeschickt werden, dass natürlich ein Unterschied zu berücksichtigen ist zwischen dem, was üblicherweise hier unter „Historiographie“ verstanden wird, nämlich der Geschichtsschreibung über „historische Perioden“ unter oftmaliger Verwendung von Schriftquellen einerseits und der Urgeschichtsschreibung aufgrund archäologischer Quellen andererseits. Dennoch ist diese Tatsache für unseren Zusammenhang nicht von allzu großer Bedeutung, denn in beiden Fällen wird der Versuch unternommen, Geschichte(n) zu (v)erfassen, zumindest in Teilen und Ansätzen, weswegen wir auf diesem Sektor auch mit gleichen Problemen zu kämpfen haben.)

Im gedanklichen Milieu, das von der Abkehr von positivistischen Weltbildern gekennzeichnet war/ist, entstanden Arbeiten, welche die Ähnlichkeit, ja Gleichheit der beiden Genres Historiographie und Literatur postulierten. Hayden White ist mit seinem Ausspruch „Auch Klio dichtet“ und zahlreichen Werken einer der Protagonisten dieses Standpunktes (White 1991). Eines seiner Hauptargumente ist die Ähnlichkeit des Arbeitsprozesses bei der Schaffung literarischer und historiographischer Werke. Die Einfügung der von HistorikerInnen ausgemachten Fakten in ein Gesamtgefüge nennt White „emplotment“ und sieht darin eine Kopie der Arbeit von SchriftstellerInnen, wenn ein Roman entsteht. Historiographische Texte seien also narrative Texte, und damit Literatur. Diese, hier nur sehr kurz gefasste Sichtweise, stellt die übliche Vorstellung vom Verhältnis von Literatur zu Historiographie vollkommen in Frage und löste nicht nur Zustimmung aus.¹ Schon für Aristoteles ging es schließlich in der Literatur um Fiktion, um Erfundenes, und in der Historiographie um Fakten, um Tatsachen, geschehene Wahrheiten (Müller-Funk 2002: 131).

Dennoch wurde beispielsweise noch im 19. Jahrhundert die Geschichtsschreibung als Teil der Literatur betrachtet, und Kriterien wie Stil und künstlerische Qualität waren von Bedeutung. Mit dem Aufkommen der positivistischen Geschichtsschreibung, deren maßgebliche Werte Objektivität, Trennung von beobachtendem Subjekt und beobachtetem Objekt waren und die Grundlage für den Anspruch auf die Entdeckung historischer Wahrheiten bildeten, ging die Bildung eines unüberbrückbar scheinenden Grabens zwischen Literatur – der Welt des Fiktiven – und Historiographie –

der Welt der Fakten – einher (Nünning 2001: 250-1).

Dieser Graben wird heutzutage außerdem gebildet durch die mittlerweile völlig unterschiedlichen Entstehungsbedingungen literarischer und historiographischer Werke, deren Einfluss auf die Werke selbst deutlich ist (Nünning 2001: 251). Dies stellt auch einen der Hauptkritikpunkte an der Gleichsetzung von Literatur und Historiographie dar, der selbst von Befürwortern der Abkehr vom positivistischen Wahrheitsanspruch der historischen Forschung immer wieder vorgebracht wird, und meistens mit Hinweisen auf den unterschiedlichen Aufbau der Werke einhergeht. Ein Roman verfügt eben bekanntermaßen üblicherweise nicht über einen Anmerkungsapparat und sonstige Elemente, die dazu dienen, die Wissenschaftlichkeit und Nachvollziehbarkeit der Gedanken von Autorin oder Autor deutlich zu machen. Selbst die äußere Form der Bücher unterscheidet sich, beabsichtigter Weise, deutlich.

Ein weiterer Unterschied betrifft die Erzählstruktur von Romanen und Geschichtsschreibung. Autorin oder Autor eines Romans sind nicht gleichgesetzt mit der Person, welche die Geschichte erzählt. Die erzählende „Stimme“ ist jemand anderer, auch wenn das während des Lesens nicht unbedingt deutlich werden muss. Demgegenüber herrscht kein Zweifel, dass jene Person, die ein historiographisches Werk verfasst, auch dessen Geschichte erzählt. Die „Stimme“, die erzählt, ist hier die Stimme von Autorin oder Autor (Cohn 1995: 110).²

Dessen ungeachtet und trotz oft sehr heftiger Ablehnung der Thesen von White und anderen wurden weitreichende Diskussionen ausgelöst, die vor allem zu einem beigetragen haben: zu einem weithin akzeptierten Verständnis von Geschichtsschreibung nicht als einer Handlung, die Wahrheiten über die Vergangenheit ans Licht bringt, sondern als einer Handlung, die erlaubt, uns an die Vergangenheit anzunähern, ohne je zweifelsfrei zu wissen, ob und wie nahe man an eine der vergangenen Wahrheiten herangekommen ist. Insofern wird die Nähe von literarischen und historiographischen Werken durchaus großteils anerkannt, wenn auch in unterschiedlichen Abstufungen.

Wenn diese Erkenntnis sich bereits in der Geschichtswissenschaft mit teilweise weitaus besserer Quellenlage durchgesetzt hat, muss sie umso mehr für die prähistorische Forschung gelten.

Es ist hier nicht der Ort, sich in die Diskussion, ob Historiographie und Literatur nun gleich oder nur ähnlich sind, einzumischen. Letztlich ist diese für mein Anliegen auch nicht von Belang.

Die Trennung der beiden Genres, sei sie auch geringer als gemeinhin oder noch bis vor kurzem angenommen, ist durchaus akzeptabel. Aber auch aufgrund der theoretisch belegten Gemeinsamkeiten scheint es gerechtfertigt, sie auch beide für die Interpretation des Gleichen (z.B. eines Befundes) zu verwenden.

Wenn ohnehin bereits anzuerkennen ist, dass wir nicht objektiv (über) die Wahrheit schreiben, weil wir jene ebenso wenig wie die prähistorischen Zeitgenossen erfassen können, wenn wir weiters anerkennen, dass wir sehr wenig Belege über die Zeit haben, über die wir forschen, dann können wir uns auch die besondere Form des Romanfragments zunutze machen um dadurch leichter und vor allem vielfältiger (nicht immer nur einseitig) interpretieren zu können.

Wir sollten diese andere Art der Sprache nutzen für eine intensivere und mutigere Interpretation, die aber nichtsdestotrotz nicht einfaches Fabulieren sein soll, sondern sich an die wenigen aber dennoch vorhandenen Fakten zu halten hat.

Reinhart Koselleck hat es einmal so ausgedrückt: „Jedes historisch eruierte und dargebotene Ereignis lebt von der Fiktion des Faktischen, die Wirklichkeit selber ist vergangen. Damit wird ein geschichtliches Ereignis nicht beliebig oder willkürlich setzbar. Denn die Quellenkontrolle schließt aus, was nicht gesagt werden darf. Nicht aber schreibt sie vor, was gesagt werden kann.“ (Koselleck 1989: 153).

Wir sind also durchaus gebunden durch die Evidenz. Aber rund um die Evidenz gibt es vieles, was durchaus gesagt werden kann, aber eben nicht alles, weil nicht alles zur Evidenz passt.

Seitens der prähistorischen Forschung hat sich besonders Christopher Tilley mit der Thematik auseinandergesetzt (Tilley 1993; Tilley 2004). Seine Forderung nach der Anerkennung des vergangenheitsschaffenden Charakters unserer Texte mündet in Überlegungen, in welcher Form unsere Texte verändert werden könnten, um dem gerecht zu werden, ohne dabei völlig willkürliche Interpretationen zu schaffen, die keinerlei Verbindung mehr zur ursprünglich zu interpretierenden Evidenz aufweisen.

Vor allem verlangt Tilley dabei zurecht, sich im Pro-

zess des Schreibens über die eigenen subjektiven Sichtweisen, die eigene Person, sozusagen sein eigenes „setting“ in unserer Zeit, Kultur, in unseren Lebensumständen bewusst zu sein, und zwar ständig, beim Verfassen jedes einzelnen Satzes.

In der Theorie scheinen wir alle um die Problematik zu wissen: dass wir die Geschichte nicht objektiv darstellen können, dass wir als subjektiv handelnde Menschen Texte schaffen, die andere anders geschaffen hätten und die deshalb nicht unbedingt korrekter die Vergangenheit abbilden müssen als andere Deutungen, dass es zu einer Evidenz aufgrund mangelnder weiterführender Evidenz meistens mehrere plausible Erklärungen gibt, die uns auch einfallen würden, wenn wir uns die Mühe machten, sie geistig zu entwickeln.

Zu den Vorteilen der erzählenden und mehrfachen Deutung

Welchen Nutzen hat nun die erzählende und mehrfache Deutung für die prähistorische Forschung, abgesehen davon, dass sie für AutorInnen und LeserInnen Spaß machen kann, was, so soll bemerkt werden, durchaus ein erstrebenswertes Ziel sein kann.

Die Verwendung einer völlig anderen Form von Sprache zur schriftlichen Darlegung der Romanfragmente führt auch zum Überdenken der eigenen oft sinnlos komplizierten Fachsprache. Sich die Dinge nicht nur anders bzw. mehrfach anders vorstellen zu müssen, sondern sie auch noch anders als üblich sprachlich darstellen zu müssen, ändert den Blickwinkel ebenfalls enorm.

Dabei geht es natürlich nicht um die literarische Qualität dieser Romanfragmente. Sie sind immer noch Teil einer wissenschaftlichen Arbeit, deren Zweck nicht schöne Literatur zu gestalten ist, sondern uns inhaltlich weiterzubringen. Die Sache kann also durchaus schlecht geschrieben sein, aber sie ist sicherlich anders schlecht geschrieben als die übrigen Teile und erfüllt trotzdem den Zweck des auf eine andere Art Nachdenkens.

Der Hauptnutzen besteht aber sicherlich in folgendem Moment: *mehrere* interpretative Modelle zu *einem* Befund zu erstellen zwingt zum Hinausdenken über unser Weltbild, schlicht und einfach weil dieses Hinausdenken nötig ist, um sich neue Ideen für die Modellentwicklung zu verschaffen. Abgesehen davon,

dass dieses Hinausdenken eventuell ganz aktuelle positive Auswirkungen im Sinne der Toleranz nach sich ziehen kann, erweitert es das Spektrum der Modellmöglichkeiten für alle weiteren archäologischen Arbeiten noch zusätzlich.

Die Fiktion, das narrative Element, kann also helfen, neue Blickpunkte zu entwickeln.

Es geht schließlich nicht um Wahrheiten, nicht um die korrekt rekonstruierte Vergangenheit.³ Wenn wir uns um diese bemühen, müssen wir aufgrund der mangelnden Evidenz scheitern und uns wirklich nur der Typochronologie widmen, was nicht unser aller Ziel sein kann. Um also nicht gleich die Arbeit niederlegen zu müssen, sollen wir uns um Näherungswerte bemühen, also um die Diskussion über die Urgeschichte, um das Nachdenken über die Urgeschichte.

Durch den selbst auferlegten Zwang, sich die Dinge sehr konkret vorzustellen, können wir üben, Möglichkeiten durchzudenken, können auf Fehler in der Argumentation stoßen.

Und zwar können wir dieses Durchdenken nicht nur im stillen Kämmerlein betreiben, nicht nur am Wirtshausstisch mit den guten aus dem eigenen Fach stammenden Freunden vor denen man sich nicht schämt, wenn man anfangs als eigenartig angesehene Ideen entwickelt, was denn dieser und jener Befund bedeuten könnte, sondern als Element des wissenschaftlichen Arbeitens, als eine konkret und konsequent angewandte Methode der Forschung.⁴

Außerdem soll der narrative Teil einer Arbeit durchaus die Spielwiese sein, auf der man sich interpretativ austoben darf. Den Geist schweifen zu lassen, die Phantasie spielen zu lassen, muss verstärkter ein positiver Wert innerhalb der archäologischen Forschung sein dürfen und nicht als eine Spinnerei abgetan werden. Wir denken ständig über eine Ansammlung von Gegebenheiten nach, über Geschichten, über *die* Geschichte. Wenn die Methode, *besser* darüber nachdenken zu können, sich an die Tätigkeit von RomanautorInnen anlehnt, und als solche deklariert wird, ist diese Methode nicht mehr oder weniger abzulehnen als andere. Sie ist nach ihrer Nützlichkeit, nach der Sinnhaftigkeit ihrer Ergebnisse zu beurteilen, nicht nach einer möglicherweise von uns vergebenen Wertung im Sinne von: „Groschenromane schreiben kann nichts mit Wissenschaft zu tun haben“. Es sollen keine Groschenromane geschrieben, sondern der Versuch unternommen wer-

den, mit jeder uns zur Verfügung stehenden Methode geistig Zugang über unser Material zur Vergangenheit zu bekommen, also Wissen zu schaffen.

Ein weiterer (möglicher) Vorteil betrifft die interessierte Öffentlichkeit, bzw. zumindest Teile davon.

Durch die konsequente Darstellung mehrerer narrativer Interpretationsmodelle wird die Problematik unseres Faches, selten bis nie eine einzige interpretierende Geschichte anbieten zu können, deutlicher als wenn diese Tatsache in der wissenschaftlichen Auswertung sprachlich verklausuliert regelrecht versteckt ist.

Natürlich muss die Gefahr diskutiert werden, dass womöglich eine einzelne dieser Geschichten einfach übernommen wird, ohne die anderen zu beachten und ohne diese Problematik verstanden zu haben. Doch vor diesem Problem steht die Ur- und Frühgeschichtsforschung bereits jetzt. Jene Teile der Öffentlichkeit, die unbedingt eine einzige, sehr klare Antwort auf letztlich unbeantwortbare Fragen erhalten möchten, werden immer unbefriedigt bleiben, doch jene, die an der Quellenproblematik der Archäologie interessiert sind und ihre Einschränkungen nicht nur als Mangel werten, können durch die Schaffung mehrerer narrativer Modelle deutlicher mit unserer Arbeitsweise vertraut gemacht werden, was sicherlich neuerlich Interesse wecken wird.

Zur Theorie des Verfassens der Narrative

Von großer Bedeutung ist, wie bereits erwähnt, die zu entwickelnden Fiktionen als solche zu deklarieren, sie innerhalb der Arbeit in ein separates Kapitel aufzunehmen, und sie dann auch so zu nennen.

Obwohl es nicht ganz unvergnülich ist, bedeutet die Schaffung von narrativen Interpretationen doch vor allem harte Arbeit. Das Ziel sollte sein, zu jedem Befund, jeder Siedlung, jeder archäologischen Situation, über die man arbeitet, drei mögliche Modelle zu entwickeln. Drei Fiktionen, drei Handlungsabläufe, drei Interpretationen, wobei natürlich alle drei in keinem Punkt der Evidenz widersprechen dürfen.

Dazu gehört auch der Versuch, möglichst intensiv vom Naheliegendsten wegzudenken, um nicht (nur) die ewig gleichen Geschichten über den Befund zu stülpen (als Beispiele seien nur kurz genannt: Evidenz „Schwert im Grab“ = Geschichte vom „Kriegergrab“ (Mann); Evidenz „Werkzeug im Grab“ = Geschichte

vom „Handwerker“ (Mann); Evidenz „Trinkgefäße in der Eisenzeit“ = Geschichte von „homerischen Strukturen in unserer Hallstattzeit“; Evidenz „wiedergeöffnetes Grab“ = Geschichte vom „Grabraub samt Unterstellung des Bereicherungsgedankens“; Evidenz „zwei verbrannte Individuen im Grab“ = Geschichte vom „zuerst verstorbenen Mann samt der nachgefolgten Witwe“; usw.). Es soll hierbei aber nicht behauptet werden, dass nicht manche dieser oder manches an diesen Geschichten mehr oder weniger tatsächlich so oder so ähnlich in der Urgeschichte passiert sein könnte. Weil eine Interpretation besonders leicht von der Hand geht, was sie vermutlich deshalb tut, weil sie dem ähnlich sieht, von dem das eigene Leben geprägt ist, muss sie noch lange nicht grundfalsch sein.

Eine bedeutsame Handlung ist die Auswahl der Geschichtenelemente. Wichtig ist, sich bei jedem gedanklichen Schritt zu fragen, aus welcher Quelle das jeweilige Element stammt, wodurch es in den Sinn gekommen und somit entstanden ist, und diesen Gedankengang dann auch so im erläuternden Text zum Romanfragment deutlich zu machen.

Viele dieser Elemente, dieser Interpretationsideen, werden aus der Ethnographie kommen, vieles aus der Geschichtsschreibung, aber auch aus der Beobachtung unserer eigenen Kultur, aus der Lektüre von Fachliteratur, aber auch Romanen, aus Theaterstücken, Songtexten und Filmen.

Nicht bei allen Elementen werden wir noch wirklich genau wissen und für uns selber nachvollziehen können, im Sinne von uns daran erinnern, woher sie kommen. Doch solange wir uns das wenigstens eingestehen und kein Geheimnis daraus machen, besteht kein Problem. Wir können solchen Elementen der Interpretation dann die Bezeichnung „Phantasie“ verleihen, oder auch einen anderen Begriff, der deutlich macht, dass sein Ursprung einfach nicht mehr genau in unserer Erinnerung festzumachen ist, dass er in keinem Fall aber mit einer einfachen Beschreibung der Evidenz zu verwechseln ist. Zumindest muss es uns durch dieses regelrechte Kramen in den eigenen Vorstellungen leichter als bisher möglich sein, jene Teile, die auf Evidenz basieren, und jene, die dies nicht tun, voneinander zu unterscheiden und anschließend sichtbar zu machen.

Es ist nicht verwerflich, eine Idee auf diese Art zu entwickeln (siehe dazu auch Poser 2001: 112; 123), wenn

das Ergebnis in einem sinnvoll nachvollziehbaren Verhältnis zum Ausgangsbefund steht, und wenn, und das ist noch viel wesentlicher, diese Idee klar deklariert wird als solche: als Idee, als Möglichkeit unter vielen Möglichkeiten, einen Teil der Urgeschichte zu rekonstruieren.

Die Form dieser Romanfragmente ist relativ gleichgültig. Es können wirkliche Romanteile sein, mit Dialogen und allen Elemente, die derzeit für Romane als typisch gelten, aber dies muss natürlich nicht sein. Eine detaillierte Erzählung aus der Perspektive des allwissenden Erzählers reicht aus. Je genauer die Sache durchdacht und auch so aufgeschrieben ist, desto besser. Erstens bleibt sie dann am besten nachvollziehbar, und zweitens ist es notwendig, gedanklich konsequent zu bleiben, die Dinge wirklich bis zum Grund zu durchdenken. Bei diesem gedanklichen Prozess werden viele Möglichkeiten ohnehin als nicht kompatibel mit der Evidenz und damit unzulässig ausfallen. Vielleicht tun sie dies nicht nur, weil sie nicht zum Befund passen, sondern weil sie zu bestimmten bereits entwickelten Teilen der Geschichte nicht mehr passen. Denn das Ziel soll sein, eine in sich logische Interpretation zu schaffen.

Es wurde die Erfahrung gemacht, dass je näher sich die Form des narrativen Modells an eine wirkliche „Geschichte“, also an ein echtes Romanfragment anging, die Dichte und Tiefe der interpretativen Überlegungen umso höher wurde. Das vorab überlegte Rohgerüst der verschiedenen Modelle musste auf diese Art nachträglich noch erweitert werden, weil erst während des Schreibens der Geschichten auffiel, welche Unstimmigkeiten und Lücken trotz intensiver Überlegungen in diesem Rohgerüst noch immer vorhanden waren. Obwohl es Geschmackssache sein mag, ist aus diesem Grund die romanhafte Sprache sehr nützlich.

Bei der Entwicklung der Modelle und dem anschließenden Verfassen der Romanfragmente ist natürlich auch systematisch vorzugehen, um eine gewisse Ordnung in die unendliche Menge der Möglichkeiten zu bringen.

Die selbst gestellte Aufgabe lautete also für den Anfang, drei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zu entwickeln. Ich nenne sie:

- 1.: Die Klassische
- 2.: Die Sympathische
- 3.: Die Phantastische

Drei Möglichkeiten sind aus meiner Sicht das Mindestmaß. Eine einzelne Interpretation ist meistens in allen Arbeiten zu finden, ob sie nun als solche deklariert ist oder sich in der normalen Fundbearbeitung versteckt. Zwei Interpretationen werden oft als Entweder-Oder-Möglichkeit angeboten. Drei Interpretationen sind also eine Interpretation mehr als üblich, und auch wenn weitaus mehr durchaus interessant wären, ist diese Zahl zur Darlegung des hier vorstellten Ansinnens ausreichend.

Im Folgenden soll erklärt werden, was sich hinter den drei Bezeichnungen der Interpretationen verbirgt.

zu 1) „Die Klassische“

Sie lässt sich noch einmal in zwei Varianten unterteilen, was die Gesamtzahl der hier vorgestellten Interpretationen auf vier anhebt.

Variante 1a) ist die Übertragung unserer modernen Verhältnisse auf die Urgeschichte.

Variante 1b) ist die Übertragung unserer mittelalterlichen Verhältnisse auf die Urgeschichte.

Beide Varianten werden sehr häufig gewählt, sind uns also inhaltlich relativ vertraut, wie noch deutlich werden wird. Sie bilden also ohnehin oft Romanfragmente im Kleid der wissenschaftlichen Arbeit, weswegen sie zwecks Gegenüberstellung mit den anderen Ideen hier auch aufgenommen werden sollen.

Durch die gezielte Übertragung des Heutigen bzw. des Mittelalterlichen auf die urgeschichtliche Vergangenheit können vermutlich viele gedanklich eingefahrene Ideen entdeckt werden, die schon lange im eigenen Fach im Rahmen von Interpretationen gang und gäbe sind. Vielleicht fällt im Anschluss die Loslösung von ihnen leichter, wenn ihre Herkunft durch diesen Versuch so deutlich vor Augen geführt wurde.

Außerdem hat diese Interpretation ohnehin ihre Daseinsberechtigung – möglicherweise unterschied sich unsere Hallstattzeit von unserem Mittelalter sehr deutlich nur durch die Materialkultur und ansonsten wirklich nur graduell.

Wie schon dargelegt geht es nicht darum, alles bewusst anders als bisher üblich zu interpretieren, nur um von allem das Gegenteil zu behaupten, sondern es geht um die Erweiterung des Spektrums der gedanklichen Möglichkeiten.

zu 2) „Die Sympathische“

In dieser Variante der Interpretationen ist alles zu verwenden, was sich während der Arbeit quasi als „Lieblingstheorien“ zusammengesammelt hat. Irgendwelche Ideen hat man sicherlich entwickelt, während man den Katalog geschrieben hat und über ein paar besonders interessante Objekte gestolpert ist, die nichtsdestoweniger durchaus gar nicht so schlecht sein müssen, weswegen man sie jetzt auch hier in die Variante 2 der drei zu erstellenden Interpretationsmodelle einfließen lassen darf.

Obwohl diese Variante vermutlich am ehesten das widerspiegeln wird, was man sich selber vorstellen kann oder unbedingt vorstellen möchte, ist es wichtig, sich darum zu bemühen, die Elemente nachvollziehbar zu halten – sich also jederzeit klar machen zu können, aus welchen Quellen sie sich gespeist haben, abgesehen vom Befund natürlich, der immer die Basis zu sein hat.

Bei der Arbeit an dieser Variante wird man auch sehen, dass man viele Details noch überhaupt nicht bedacht hatte, dass man noch viele neue Ideen sammeln muss, um seinen Befund in der Gesamtheit ordentlich zu erklären, und zwar in sich schlüssig.

zu 3) „Die Phantastische“

In dieser Variante der Interpretationen sollte versucht werden, bewusst das absolute Gegenteil dessen zu interpretieren, was einem entweder logisch oder bekannt erscheint. Anleihen sind dabei vielleicht nicht gerade bei der Science Fiction selbst zu nehmen, ein gewisser gedanklicher Hang in Richtung des bisher als unwahrscheinlich, als phantastisch Betrachteten ist aber erwünscht, um sich selbst deutlich vor Augen zu führen, wie leicht sich sogar die angeblich eigenartigsten Ideen immer noch mit der Evidenz verknüpfen lassen.

Dadurch wird man gezwungen, im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit völlig anders zu denken, als man es gewöhnt ist, was nur ein Vorteil sein kann.

Ein Befund – Drei (bzw. Vier) Romanfragmente

Es soll nun versucht werden, diese theoretische Forderung nach dem narrativen Element in archäologischen Arbeiten in die Praxis umzusetzen, und zwar anhand eines Grabes aus dem hallstattzeitlichen Gräberfeld von Mitterkirchen.

In einer der größten Grabkammern war im größten Grabhügel ein Mann (Geschlecht durch DNA-Analysen bestätigt) bestattet worden. In diesem Grab befand sich ursprünglich ein reich mit Bronzebeschlägen verzierter Wagen, von dem nach der erneuten Öffnung der Kammer noch in der Hallstattzeit (einige Skelettreste noch im Sehnenverband) nur noch Reste übrig geblieben waren. Neben dem üblichen großen Geschirrsatz in einer Ecke befanden sich auch einige verstreute Bruchstücke eines Schwertes und die Knochen einer Fleischbeigabe in der Kammer.

Im Rahmen von drei bzw. vier verschiedenen Varianten soll der Versuch unternommen werden, sich vorzustellen, was rund um das Begräbnis und die Wiederöffnung des Grabes geschah.

Die vier Fragen, die dabei immer im Zentrum stehen, lauten:

- Wer ist der Tote im Grab?
- Was bedeutet das Schwert im Grab?
- Was bedeutet der Wagen im Grab?
- Warum wurde das Grab erneut geöffnet?

Bei all diesen interpretativen Varianten bediene ich mich natürlich des Analogieschlusses. Es wird also von der vorhandenen Evidenz unter Benutzung einer oder mehrerer Analogien, und natürlich nur solcher, die ich bereits kannte oder bei der gezielten Suche entdeckte, auf eine von vielen mir möglich erscheinenden Interpretationen geschlossen.

Diese verschiedenen Interpretationen müssen sich nicht alle vollständig voneinander unterscheiden, sie können natürlich auch Überschneidungsbereiche aufweisen. Vor allem sind sie nur eine Auswahl aus den fast unzähligen Möglichkeiten der Interpretation.

Sprachlich wird im ersten Schritt das gedankliche Gerüst präsentiert, wobei der Versuch unternommen wird, bei jedem Gedanken die Quelle(n) anzugeben. Im Anschluss findet sich der vierfache narrative Darstellungsversuch.

1.a. Die Klassische, Variante „a“

Übertragung unserer modernen Verhältnisse auf die Urgeschichte.

Der Tote im Grab war der Chef des Salzhandelssyndikats.

Quelle des Gedankens:

- Unsere moderne Wirtschaftswelt sowie die Bedeutung des Salzes in der Hallstattzeit Oberösterreichs, vor allem durch den Salztort Hallstatt selbst, der verkehrstechnisch in günstigem Verhältnis zu Mitterkirchen liegt.

Das Schwert war ein Statussymbol und keine real verwendete Waffe.

Quelle des Gedankens:

- Heutige Statussymbole wie teure Mobiltelefone, Palm, usw. Wirtschaftlich und politisch wichtige Personen kämpfen heutzutage nicht selbst.

Der Wagen war ein Statussymbol. Er wurde als Symbol für Handelsreisen verwendet, verließ das Dorf nicht, wurde aber für Umfahrten in der näheren Umgebung verwendet.

Quelle des Gedankens:

- Heutige sehr teure Statussymbole („roter Ferrari“).
- Die archäologische Evidenz: für Fahrten von Mitterkirchen bis Hallstatt wäre ein Wagen dieser Art zwar nicht ungeeignet, es erscheint aber nicht besonders logisch, wenn es durch Reiten und Nutzung von Wasserstraßen schneller und bequemer ist. Abnutzungsspuren auf hallstattzeitlichen Wagen zeigen allerdings, dass diese Wagen durchaus nicht nur für den Grabbrauch verwendet wurden, also wirklich mit ihnen gefahren wurde.

Die Wiederöffnung des Grabes war ein Grabraub und fand aus Geldgier statt.

Quelle des Gedankens:

- Das stark wirtschaftlich orientierte Denken der heutigen westlichen Welt.

1.b. Die Klassische, Variante „b“

Übertragung unserer mittelalterlichen Welt auf die Urgeschichte.

Der Tote im Grab war der örtliche Fürst.

Quelle des Gedankens:

- Gedanken an Karl den Großen, Alfred den Großen, König Arthur usw.

Quelle des Gedankens:

Das Schwert war Waffe und Statussymbol.

- Mittelalterliche Verwendung und Zeichensprache. *Der Wagen war ein Statussymbol. Er wurde verwendet für Reisen ins nähere Umland als repräsentatives Gefährt.*

Quelle des Gedankens:

- Seltene große Dinge, deren Herstellung Arbeitsaufwand verursachte, wurden von den Fürsten des Mittelalters verwendet, auch um sich von der Masse des einfachen Volkes abzusetzen. Gedankliche Vergleichsbeispiele sind zum Beispiel die großen Bauten des Mittelalters.

- Die archäologische Evidenz: hallstattzeitliche Wagen wurden nicht nur für den Grabbrauch hergestellt, was Abnutzungsspuren belegen.

Die Wiederöffnung des Grabes geschah

ENTWEDER aus Geldgier.

Quelle des Gedankens:

- Unterstellung des Geldgiergedankens auf das Mittelalter und von dort auf die Urgeschichte (zweiphasige Interpretation).

ODER wegen des Gedankens der teilweisen symbolischen Übernahme der Macht durch mindestens ein Statussymbol (Wagen).

Quelle des Gedankens:

- Diverse Sagen.

Es handelt sich also um zwei sehr gut bekannte Interpretationen, die uns in dieser oder ähnlicher Form immer wieder begegnen. Bezeichnend ist, dass es relativ weniger Erklärungen bedarf, um dieses interpretative Bild zu erläutern, was zeigt, wie bekannt und leicht nachvollziehbar es ist. Dies hängt auch damit zusammen, dass das gesamte vorgestellte kulturelle Umfeld (hierarchische Sozialstruktur, Repräsentation des Sozialstatus im Grab), in dem die Interpretation eingebettet ist, den LeserInnen, die aus unserer eigenen Kultur stammen, vollständig geläufig ist.

Um die folgenden Interpretationen darzulegen, sind weitaus mehr Erklärungen notwendig, nicht weil sie insgesamt unlogischer oder verschlungener wären, sondern weil sie ungewohnt sind und die ihnen zugrunde liegenden Prämissen und vorgestellten Sozialsysteme zuerst dargelegt werden müssen.

2. Die Sympathische

Hier versammeln sich Lieblingstheorien oder solche Gedanken, die am leichtesten von der Hand gingen,

was durch ihre Herkunft jeweils erläutert wird.

Der Tote im Grab war der Geliebte der Herrin von Mitterkirchen, der „politisch“ selbst wenig Macht hatte. Nachdem er jung gestorben war, beschenkte sie ihn in ihrer Trauer mit dem größten Grabhügel.

Quelle des Gedankens:

- Mein feministisches Weltbild.
- Die archäologische Evidenz: neben seinem ist ihres das am besten ausgestattete Grab im Gräberfeld, und beiden wird in dieser gedanklichen Variante im Sinne einer Gleichsetzung von Reichtum im Grab einerseits und politischer Macht im Leben andererseits eine gewisse Bedeutung innerhalb der eigenen Kultur unterstellt, was sich der Klassischen Variante stark annähert und eigentlich sehr kritisch zu betrachten ist. Dementsprechend wird ihr die Macht unterstellt, für diesen seinen großen Grabhügel sorgen zu können.

- Die archäologische Evidenz: aufgrund der Typochronologie starb er vor ihr.

Das Schwert im Grab gab sie ihm in Anspielung auf nächtliche Aktivitäten unter seinem Körper versteckt mit. Heimlich deshalb, weil sie nicht unbedingt noch mehr Aufsehen erregen wollte.

Quelle des Gedankens:

- Die logische Folgerung aus der Tatsache, dass er ihr Geliebter war.

- Die Übertragung der Verwendung des Schwertes als Sinnbild von heute auf damals, was nicht unlogisch erscheint.

Der Wagen war ihr Statussymbol, mit dem sie ihn aber für die anderen Leute sichtbar in ihren Stand erheben wollte, was ihr zu seinen Lebzeiten nicht wirklich gelungen ist, weshalb sie es hier noch einmal versuchte.

Quelle des Gedankens:

- Der Wagen als Statussymbol wurde übernommen von der Klassischen Variante.

- Die Möglichkeit, dass ein Mensch in einer solchen Situation das Bedürfnis hat, das Problem ein für allemal lösen zu wollen, auch im Sinne einer Trotzhandlung.

Die Wiederöffnung des Grabes geschah nur wenige Jahre nach seinem Tod. Sie merkte davon nie etwas, konnte es also nicht korrigieren, weil das sehr diskret geschah, und zwar durchgeführt von einigen Männern der Umgebung, um dem Geliebten nachträglich seine Statussymbole wieder abzunehmen, vor allem den Wagen. Das Schwert fanden die Graböffner nicht, weil sie nichts davon wussten und es deshalb auch nicht suchten, aber sie zerbrachen es unwissentlich in der Dunkelheit

der Grabkammer.

Quelle des Gedankens:

- Die häufig belegte Tendenz, die vorgegebenen sozialen Strukturen erhalten zu wollen.

- Grabschändung als belegte Handlung (auch heute noch), um rückwirkend (den) Menschen zu treffen, auch dann, wenn es niemand sieht.

- Eine gewisse Rücksichtnahme gegenüber der noch lebenden Herrin, von der man eventuell zukünftig noch etwas brauchen könnte, als gut vorstellbares Motiv.

3. Die Phantastische⁶

Der Tote im Grab war das gewählte Oberhaupt einer religiös/sozialen Gruppe.

Er war im Leben eher arm bzw. normal einzustufen, was den Besitz angeht, aber im Tod von allen am besten ausgestattet, bzw. unter dem größten Hügel des Gräberfeldes begraben, einfach, weil er dazu gewählt wurde. Eventuell mit dem Auftrag, „auf der anderen Seite“ etwas für die Gemeinschaft der Lebenden zu bewirken.

Die Objekte im Grab gehörten nicht alle ihm als Person, sondern wurden von der ganzen Gruppe zur Verfügung gestellt. Zu den Ausnahmen siehe weiter unten.

Quelle des Gedankens:

- Verschiedene Religionen, die heute dokumentiert sind bzw. noch praktiziert werden.

- Der Gedanke an das heutige Vereinswesen, an einen „Ältestenrat“, an den Kommunismus.

- Die Möglichkeit, dass Gräber nicht „Spiegel des Lebens“ sind.

- Der bewusste Versuch, das Gegenteil von der Klassischen Variante zu entwickeln und sich die Sache einmal völlig anders vorzustellen.

Zu den Objekten im Grab und der Wiederöffnung:

Ein persönliches Objekt war dem Töten erlaubt, und nachdem er ein Schmied war, wäre die Mitnahme des Schwertes logisch gewesen.

Er wollte aber den Wagen haben, was ungehörig war, weil der Wagen nur den Frauen erlaubt war, weil nur sie regelrecht „auf die andere Seite“ fahren durften.

Andererseits konnte man dem gewählten Oberhaupt auch diesen seinen letzten Wunsch nicht gleich abschlagen, weswegen man ihn gewähren musste.

Nach seiner Beisetzung wurde das Grab aber wieder geöffnet,

um diesen Frevel nachträglich ein wenig zu kaschieren und der Wagen wurde entfernt.

Dabei wurde das ihm eigentlich logischerweise zustehende Objekt, nämlich sein Meisterstück, das Schwert, hineingelegt, aber nur in Teilen und zerbrochen, weil er bestraft werden sollte für seinen Frevel und das ganze Ungemach, das entstanden war.

Aufgrund dieses Weltbildes wurde ein Wagen in ein Frauengrab (X/1) gegeben (sie war seine Nachfolgerin in diesem Kult, also auch nicht persönlich reich, sondern bekam den Wagen von der Gruppe zur Verfügung gestellt).

Quelle des Gedankens:

- Der Wunsch nach individuellen Entscheidungsmöglichkeiten trotz einheitlich aussehendem Ausstattungsmuster als gut vorstellbares Motiv.
- Historisch belegte Ereignisse, in denen individuelle Entscheidungen durch Maßnahmen des Kollektivs möglichst gering gehalten bzw. streng geahndet werden (das Grab wird wieder geöffnet).
- Der Gedanke an religiösen Fundamentalismus.
- Der Gedanke an Frauen, die in vielen Kulturen als näher zur numinosen Sphäre vorgestellt werden⁷.

Selbst wenn wohl die beiden letzten Interpretationen teilweise recht eigenartig erscheinen mögen, so sind sie nicht weniger als die beiden „klassischen“ Varianten auf die Evidenz bezogen. Sicherlich ließen sich viele Punkte dieser Modelle diskutieren und eventuell aus dem Pool der immer noch schier unendlichen Möglichkeiten verwerfen.

Aber der Versuch, an einem Grab drei bzw. vier Interpretationen zu entwickeln, die alle von der Evidenz ausgehen, zeigt, dass dies problemlos möglich ist und es durch nichts gerechtfertigt ist, einzelne Interpretationen zu verfassen und als wissenschaftliche Wahrheiten zu verkaufen, obwohl doch viele verschiedene Modelle stimmig sein können.

Die Modelle in narrativer Form

Vorbemerkung: Die oftmaligen Wiederholungen in den folgenden vier Varianten sind beabsichtigt. Sie bilden ein relativ homogenes narratives Gerüst. Geändert wurde die Rohgeschichte nur an jenen Stellen, wo sie sich deutlich von den anderen Interpretationen unterscheiden.

1.a. Die Klassische, Variante a

Szene 1

Den ganzen Tag über hatte der heftige Wind die tiefhängenden Wolken aus dem Hügelland herabgetrieben. Die kalte Luft fuhr den Menschen durch die wollene Kleidung, fegte ihnen die Kappen von den Köpfen und ließ die Schwächeren husten.

Dicht an dicht hatte sich die Gemeinschaft um die offene Grabkammer versammelt.

Der Obersalzer lag auf seinem Wagen. Rund um seine Bahre, der man die Räder abgenommen hatte, befanden sich die Dinge, die ihm zustanden.

Der prunkvolle Wagen selbst war allen eine deutliche Erinnerung an die langen Reisen, die er unternommen hatte, um den Handel mit dem weißen Gold nicht ins Stocken geraten zu lassen. Der Wagen selbst hatte das Dorf nie verlassen, sondern hatte vor seinem Haus gewartet, wenn er anwesend war, und war in den Schuppen gestellt worden, wenn der Obersalzer unterwegs war. Nur für die zeremoniellen Umfahrten hatten die Menschen ihn auf dem Wagen gesehen. Nun sollte er ihn noch ein Mal benutzen, für seine letzte Fahrt.

An seiner Seite lag das Schwert, das, obwohl er es selbst nie verwendet hatte, allen als Zeichen seiner Macht über sie galt. Es sollte ebenso wenig wie er selbst zurückbleiben.

Das Geschirr, gestern noch auf seiner Tafel ihm zu Ehren gefüllt, die Schalen, die alle leergetrunken hatten im Gedenken an ihren obersten Handelsherrn, standen nun am Boden der Kammer. Seinen Arm auszustrecken hätte gereicht, um eine Schale zu füllen und zu sich auf den Wagen zu heben. Doch der Arm blieb still. Der Wind blies die langen Haare, die auf seinen Schultern lagen, auf das Gesicht des Toten, was ihm gespenstisches Leben einhauchte.

Szene 2

Es war dunkel und eisig kalt. Der Obersalzer lag seit fast einem Jahr unter seinem Hügel. Die Grabräuber waren beim Begräbnis dabei gewesen, obwohl sie nicht aus dem Dorf stammten. Es war leicht gewesen, sich unter die Trauernden zu mischen. Sie hatten genau beobachtet, an welcher Stelle sie in den Hügel würden eindringen können. Auch jetzt, in der stillsten Stunde der Nacht, bestand kein Zweifel, wo sie beginnen mussten, und so fingen sie an zu graben.

Sie mussten schnell sein, den Gang graben, die Kammer öffnen, alles holen, was wertvoll genug war, um es am großen Markt flussabwärts tauschen zu können, ehe der Diebstahl be-

merkt wurde. Nach dem Schwert würden sie nicht lange suchen, denn das Eisen würde schon sehr gelitten haben durch die feuchte Erde. Aber die Wagenteile waren wertvoll, so wertvoll, dass sie dafür sogar ihr Leben riskierten. Wenn sie Glück hatten, und die Öffnung am Fuße des Hügels gut genug mit den sorgfältig beiseite geräumten Grassoden bedeckten, blieb der Grabraub auf ewig unentdeckt.

1.b. Die Klassische, Variante b

Szene 1

Den ganzen Tag über hatte der heftige Wind die tiefhängenden Wolken aus dem Hügelland herabgetrieben. Die kalte Luft fuhr den Menschen durch die wollene Kleidung, fegte ihnen die Kappen von den Köpfen und ließ die Schwächeren husten.

Dicht an dicht hatte sich die Gemeinschaft um die offene Grabkammer versammelt.

Der Fürst lag auf seinem Wagen. Rund um seine Bahre, der man die Räder abgenommen hatte, befanden sich die Dinge, die ihm zustanden.

Der prunkvolle Wagen selbst war allen eine deutliche Erinnerung an die langen Reisen, die er unternommen hatte, um Bündnisse mit den Nachbarn zu schließen, seine Töchter zu verheiraten und seinen illegitimen Söhnen Bräute zu verschaffen, um seine Nachfolge zu sichern. Schon jetzt war klar, dass ihm das nicht gelungen war. Nur der Fürst hatte solch einen Wagen, und nun trat er seine letzte Reise damit an.

An seiner Seite lag das Schwert, mit dem er in vielen Kämpfen die Sicherheit seines Volkes erkämpft hatte. Er musste es mitnehmen, denn es gehörte ihm.

Das Geschirr, gestern noch auf seiner Tafel ihm zu Ehren gefüllt, die Schalen, die alle leergetrunken hatten im Gedenken an ihren Herrn, standen nun am Boden der Kammer. Seinen Arm auszustrecken hätte gereicht, um eine Schale zu füllen und zu sich auf den Wagen zu heben. Doch der Arm blieb still. Der Wind blies die langen Haare, die auf seinen Schultern lagen, auf das Gesicht des Toten, was ihm gespenstisches Leben einhauchte.

Szene 2

Es war dunkel und eisig kalt. Der Fürst lag seit fast einem Jahr unter seinem Hügel. Jene, die nun davor standen, waren beim Begräbnis dabei gewesen. Sie stammten aus dem Dorf, das unter schlechter Führung stand. Nun würde sich alles ändern.

Damals, vor fast einem Jahr, hatten sie sich genau eingepägt,

an welcher Stelle sie in den Hügel würden eindringen können. Auch jetzt, in der stillsten Stunde der Nacht, bestand kein Zweifel, wo sie beginnen mussten, und so fingen sie an zu graben.

Sie mussten schnell sein, den Gang graben, die Kammer öffnen, und möglichst viel vom Wagen des Fürsten holen um es dem zu geben, dem es in Wahrheit zustand und den sie als ihren neuen Herrn anerkennen wollten, ehe der Diebstahl bemerkt wurde und noch irgendetwas schief gehen konnte. Wenn sie Glück hatten, und die Öffnung am Fuße des Hügels gut genug mit den sorgfältig beiseite geräumten Grassoden bedeckten, blieb der Grabraub unentdeckt bis ihr wahrer Fürst es für richtig hielt, ihn zu verkünden.

2. Die Sympathische

Szene 1

Den ganzen Tag über hatte der heftige Wind die tiefhängenden Wolken aus dem Hügelland herabgetrieben. Die kalte Luft fuhr den Menschen durch die wollene Kleidung, fegte ihnen die Kappen von den Köpfen und ließ die Schwächeren husten.

Dicht an dicht hatte sich die Gemeinschaft um die offene Grabkammer versammelt.

Der junge Geliebte der Herrin lag auf dem Wagen, der nicht ihm gehörte. Die Herrin, die ihn als Einzige besitzen durfte, hatte ihn dazu bestimmt, ihren Geliebten zumindest im Grab zu tragen. Rund um diese Bahre, der man die Räder abgenommen hatte, befanden sich die Dinge, die ihm die Herrin schenkte. Nur sie wusste, dass unter seinem Körper ein Schwert lag, als Zeichen ihrer Liebe und Erinnerung an die Scherze in den vielen Nächten, die sie geteilt hatten.

Das Geschirr, gestern noch auf ihrer Tafel ihm zu Ehren gefüllt, die Schalen, die alle, teilweise widerwillig, leergetrunken hatten im Gedenken an einen, den nicht alle geliebt hatten, standen nun am Boden der Kammer. Seinen Arm auszustrecken hätte gereicht, um eine Schale zu füllen und zu sich auf den Wagen zu heben. Doch der Arm blieb still. Der Wind blies die langen Haare, die auf seinen Schultern lagen, auf das Gesicht des Toten, was ihm gespenstisches Leben einhauchte.

Szene 2

Es war dunkel und eisig kalt. Der Geliebte der Herrin lag seit fast einem Jahr unter seinem Hügel. Jene, die nun davor standen, waren beim Begräbnis dabei gewesen. Sie stammten aus dem Dorf, und sie waren immer noch voller Zorn.

Damals, vor fast einem Jahr, hatten sie sich genau eingepägt, an welcher Stelle sie in den Hügel würden eindringen können. Auch jetzt, in der stillsten Stunde der Nacht, bestand kein Zweifel, wo sie beginnen mussten, und so fingen sie an zu graben.

Sie mussten schnell sein, den Gang graben, die Kammer öffnen, und möglichst viel vom Wagen, der eigentlich der Herrin zustand, dem Emporkömmling entreißen, um zu verhindern, dass er auch noch auf der Anderen Seite damit prahlte, so wie er es schon getan hatte, als er noch lebte und das Bett der Herrin teilte. Die Grabschändung durfte nicht bemerkt werden, denn niemand wollte den Zorn der Herrin erregen. Jeder der Männer hoffte im Stillen, selbst die Stelle desjenigen einzunehmen, dessen Grab sie verwüsten würden. Sie mussten die Öffnung am Fuße des Hügels gut genug mit den sorgfältig beiseite geräumten Grassoden bedecken, sodass die Grabschändung auf ewig unentdeckt bleiben würde.

3. Die Phantastische

Szene 1

Den ganzen Tag über hatte der heftige Wind die tiefhängenden Wolken aus dem Hügelland herabgetrieben. Die kalte Luft fuhr den Menschen durch die wollene Kleidung, fegte ihnen die Kappen von den Köpfen und ließ die Schwächeren husten.

Dicht an dicht hatte sich die Gemeinschaft um die offene Grabkammer versammelt.

Der unwürdige Priester lag auf einem Wagen, den er gefordert hatte, obwohl er es nicht durfte. Rund um seine Bahre, der man die Räder abgenommen hatte, befanden sich die Dinge, die ihm zustanden. Das Geschirr, gestern noch auf der Tafel der Gemeinschaft den Göttern zu Ehren gefüllt, die Schalen, die alle leergetrunken hatten im Gedenken an den Weg, den alle zu gehen hatten, wenn ihre Zeit gekommen war, voller Angst über den Zorn der Götter wegen des Frevels, den der Priester begangen hatte, standen nun am Boden der Kammer. Seinen Arm auszustrecken hätte gereicht, um eine Schale zu füllen und zu sich auf den Wagen zu heben. Doch der Arm blieb still. Der Wind blies die langen Haare, die auf seinen Schultern lagen, auf das Gesicht des Töten, was ihm gespenstisches Leben einhauchte.

Szene 2

Es war dunkel und eisig kalt. Der unwürdige Priester lag seit fast einem Jahr unter seinem Hügel. Die meisten von denen, die nun davor standen, waren beim Begräbnis dabei gewe-

sen. Jene, die aus dem Dorf stammten, waren immer noch voller Entsetzen über seinen Frevel.

Damals, vor fast einem Jahr, war bereits die Stelle markiert worden, an der sie in den Hügel würden eindringen können. Auch jetzt, in der stillsten Stunde der Nacht, bestand kein Zweifel, wo sie beginnen mussten, und so fingen sie an zu graben.

Sie mussten schnell sein, das Werk noch in dieser Nacht vollbringen, um die Götter nicht noch mehr zu erzürnen, den Gang graben, die Kammer öffnen, und möglichst viel vom Wagen, der keinem Mann jemals zustehen würde, zu entfernen und an seine Stelle das Schwert in die Kammer legen. Jenes Schwert, das die Priesterin am Abend der sinkenden Sonne entgegengehalten hatte, bevor der Schmied es zerbrach, um den Göttern zu zeigen, dass die Menschen hier noch wussten, welche die wahren Riten waren.

Jene, die aus den westlichen Ländern gekommen waren, um diese alte Gemeinschaft zu besuchen, waren verwundert, dass hier noch immer so stark am alten Glauben festgehalten wurde, der es den Männern verbat, auf dem Wagen zu reisen und zu den Göttern zu sprechen. Trotzdem halfen sie mit, nach Vollzug des Rituals mit den sorgfältig beiseite geräumten Grassoden die Öffnung am Fuße des Hügels zu bedecken, auf dass niemand sie mehr sah und niemand jemals mehr darüber sprechen sollte.

Ergebnis

Den Ausgangspunkt bildete die Beobachtung, dass Interpretationen von Einzelbefunden oder auch allgemein beobachtbaren Phänomenen oft in der Beschreibung versteckt bzw. nicht mit der ausreichenden Menge an Konjunktiven versehen sind, die nötig wären, um den interpretativen Charakter der Aussagen zu verdeutlichen.

Diese Beobachtung führte zur Schaffung eines Werkzeuges, mit dessen Hilfe die Trennung zwischen Beschreibung und Interpretation besser (wenn auch niemals vollständig) gelingt. Darüber hinaus dient die Methode des mehrfachen und narrativen Interpretierens der effektiveren Ermittlung von neuen Interpretationsmustern, die darüber hinaus auch noch deutlicher (sprachlich) dargestellt werden können.

Alle vier erarbeiteten Interpretationen bestehen aus zwei Ebenen – jene der Details, die helfen, die Strukturen zu beschreiben und jene der allgemeinen be-

schriebenen Strukturen. Das Kriterium der Zuweisung der Elemente zu der einen oder andere Ebene lautet „Überprüfbarkeit“ (siehe dazu Popper 1982: 14-7; 47ff.).

Die letztlich unüberprüfbar Details der ersten Ebene („er war ihr Geliebter“, oder „er war Schmied“) dienen einerseits der Illustration der Tatsache, dass das Spektrum der Möglichkeiten ein ausgesprochen großes ist, und helfen andererseits, (in diesem Fall Sozial-) Strukturen darzulegen, für deren Beschreibung die Form der erzählenden Sprache genutzt wurde, was auch der besseren Vermittelbarkeit dient. Wichtig ist festzuhalten, dass sie im Sinne von Feyerabends „anything goes“ (Feyerabend 1986: 31-8; 54) für diesen einzelnen Fall auch tatsächlich Gültigkeit haben könnten, einfach weil sie möglich sind (= dem Befund nicht widersprechen). Die Frage ihrer Wahrscheinlichkeit ist aufgrund ihrer Unüberprüfbarkeit gar nicht zu diskutieren.

Demgegenüber muss die Ebene der allgemein beschriebenen Strukturen nicht ausschließlich der Interpretation und sprachlichen Darlegung des Einzelfalls dienen, sondern kann in Beziehung zum jeweiligen zeitlichen und kulturellen Umfeld gesetzt werden und auf ihre Wahrscheinlichkeit überprüft werden, auch dafür bzw. für Teile davon zu gelten.

So können die ersten drei der vier Interpretationen unter Berücksichtigung des Wissens um andere Fundorte möglicherweise Fallbeispiele einer (möglicherweise existierenden) gesellschaftlichen „Norm“ der frühen Hallstattzeit in Mitteleuropa darstellen (siehe dazu auch weiter unten).

Anders liegt der Fall bei der vierten Interpretation („die Phantastische“). Hier wurde postuliert, dass der Wagen aus religiösen Gründen nicht in das Grab des Mannes gelegt werden durfte. Ein Blick über Mitterkirchen hinaus belegt, dass exakt diese Interpretation nicht als „Norm“ für die gesamte Hallstattwelt gelten kann, da es durchaus hallstattzeitliche Gräber mit Mann und Wagen gibt (was wiederum nicht bedeuten soll, dass nicht Abwandlungen dieser Interpretation sehr wohl geographisch ausgedehntere Gültigkeit haben könnten). Was also diese Interpretationsmöglichkeit angeht, ist ihr zwar nach derzeitigem Stand der Forschung eine Berechtigung als mögliche „Norm“ der Hallstattkultur verwehrt, es besteht allerdings die Möglichkeit, dass der spezielle Fall Mitterkirchen im Sinne der Äquifinalität

trotz unterschiedlicher Ursachen die gleiche Wirkung, also den gleichen Grabbrauch hervorbrachte wie andere zeitgleiche Gräberfelder. Es ist also aufgrund der Entsprechung mit dem Befund nicht unwahrscheinlich, dass die Bevölkerung von Mitterkirchen trotz völlig unterschiedlichen Weltbildes den gleichen Grabbrauch wie die Verwandtschaft in Hallstatt oder Linz – St. Peter pflegte. Dies kann allerdings auch für zahlreiche andere Fundorte, natürlich auch die eben genannten, gelten.

Aus diesem Grund behalten grundsätzlich überprüfbare Allgemeinebenen von Interpretationen, die (derzeit) keinem verglichenen anderen Befund entsprechen, die Möglichkeit ihrer Gültigkeit, sowohl für den ursprünglichen Befund, als auch für weitere, noch zu untersuchende/auszugrabende Befunde/Fundorte/Regionen, denen sie entsprechen könnten, was die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens dieser Interpretation insgesamt erhöhen würde.

Die anfangs geforderte sprachliche Vorsicht betrifft also vor allem die Beschreibung und Interpretation des Einzelfalls, um nicht eine etwaig vorhandene Vorstellung über eine Kulturerrscheinung noch zusätzlich und ungerechtfertigterweise einzuzementieren. Fundorte können als historische Einzelfälle durchaus begründbar völlig von einer möglichen „Norm“ abweichen, wobei keinesfalls behauptet werden soll, eine „Norm“ im Sinne einer in allen Punkten einheitlichen frühen Hallstattkultur in Oberösterreich oder Mitteleuropa müsse zwangsläufig existiert haben und dementsprechend rekonstruierbar sein. Vielmehr geht es darum, mehrere wahrscheinliche Varianten aufgrund eines Befundes/Fundortes zu erarbeiten, meiner Meinung nach am besten mit den vorgeschlagenen sprachlichen Mitteln, um sie anschließend mit der jeweiligen „Gesamt-Kulturerrscheinung“ zu vergleichen und dadurch (siehe dazu auch Popper 1982: 198-226, bes. 213) und unter Anwendung der fachüblichen Methoden Grade der Wahrscheinlichkeit (im allgemein üblichen Sinne des Wortes) für die einzelnen Interpretationen zu erhalten, um weiters kulturelle Regelmäßigkeiten, von denen es parallel durchaus mehrere gleichzeitig geben kann, zu erkennen.

Anmerkungen

- 1 siehe dazu Nünning 1999: 366: „Aus der inzwischen weithin akzeptierten Einsicht, dass historiographische Werke vergangenes Geschehen nicht mimetisch abbilden, sondern gemäß wissenschaftlicher Konventionen nachprüfbar konstruieren, folgt zwar, dass Texte von Historikern „signifying constructs“ sind, berechtigt aber keineswegs zu dem Schluß, dass die von ihnen erzählten Geschichten „verbale Fiktionen“ seien.“
- 2 Demgemäß sind auch „Romanfragmente“ oder multiple narrative Modelle als Teil von archäologischen Arbeiten aus literaturtheoretischer Sicht historiographisch und nicht literarisch, denn die „Stimme“, welche die „Romanfragmente“ erzählt, ist an sich die gleiche wie jene der anderen Teile der Arbeit, nämlich jene von Prähistorikerin bzw. Prähistoriker.
- 3 siehe dazu Eggert 2001: 317-8, als Anmerkung zur Ablehnung der Verwendung von Analogien durch Clark: „Clark leitete seine letztlich negative Einschätzung der allgemein-strukturellen Analogie also aus der Tatsache ab, dass für ein konkretes Deutungsproblem in aller Regel nicht eine, sondern mehrere Lösungen zur Verfügung stehen. Diese Schlussfolgerung erscheint mir voreilig, weil sie von vornherein ausschließt, dass im Prozess des Abwägens der verschiedenen Möglichkeiten eine bestimmte Option plausibler als alle anderen wirkt. Sie ist überdies unangemessen, weil ein Spektrum potentieller, scheinbar oder vielleicht auch anscheinend gleichwertiger Deutungen in jedem Falle von entschieden größerem Wert ist als gar keine Interpretation.“ Vor allem letzterem Satz stimme ich vollinhaltlich zu.
- 4 Hier zeigt sich eine Ähnlichkeit zur Experimentellen Archäologie, innerhalb derer man auch oftmals erst im Zuge des konkreten Versuchs auf bisher Vergessenes oder nicht konkret Durchdachtes stößt.
- 6 Eventuell ist diese Bezeichnung unglücklich gewählt, da sie dem Inhalt eine gewisse Unwahrscheinlichkeit unterlegt, was aber eigentlich nicht die Absicht sein soll. „Phantastisch“ ist eher gemeint als Gegensatz zu den klassischen Varianten, die uns weitaus besser vertraut sind. Diese Variante ist also vielleicht für unsere eigene Kultur „phantastisch“, muss es aber nicht für die eisenzeitlichen Wirklichkeiten sein.
- 7 An dieser Stelle sei angemerkt, dass sich die Interpretation „Die Phantastische“ auch aus dieser oftmals kolportierten Vorstellung über Frauen speist, dies aber keineswegs die Privatmeinung der Autorin darstellt.

Literatur

- Cohn, D. (1995), Historisches und literarisches Erzählen. In: Sprachkunst 26: 105-112.
- Eggert, H., Profitlich, U., Scherpe, K.R. (1990), Geschichte als Literatur: Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Stuttgart.
- Eggert, M.K.H. (2001), Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden. Tübingen.
- Feyerabend, P. (1986), Wider den Methodenzwang. Frankfurt a. M.
- Gossman, L. (1990), Between History and Literature. Cambridge, Mass., Harvard Univ. Press.
- Koselleck, R. (1973), Darstellung, Ereignis und Struktur. In: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a. M.: 144-157.
- Müller-Funk, W. (2002), Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien.
- Nünning, A. (1995), Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion. Bd. 1. Theorie, Typologie und Poetik des historischen Romans. Trier.
- Nünning, A. (1999), „Verbal Fictions?“ Kritische Überlegungen und narratologische Alternativen zu H. Whites Einebnung des Gegensatzes zwischen Historiographie und Literatur. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 40: 351-380.
- Nünning, A. (2001²), Historiographie und Literatur. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart, Weimar: 250-252.
- Popper, K. R. (1982⁷), Die Logik der Forschung. Tübingen.
- Poser, H. (2001), Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung. Stuttgart.
- Rüsen, J. (1979), Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft. In: Kocka, J., Nipperdey, Th. (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. München: 300-333.
- Stanzel, F.K. (1995), Historie, Historischer Roman, Historiographische Metafiktion. In: Sprachkunst 26: 113-123.
- Stierle, K. (1979), Erfahrung und narrative Form. Bemerkungen zu ihrem Zusammenhang in Fiktion und Historiographie. In: Kocka, J., Nipperdey, Th. (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. München: 85-118.
- Tilley, C. (1993), Introduction: Interpretation and a Poetics of the Past. In: Tilley, C. (ed.), Interpretative Archaeology. Oxford: 1-27.
- Tilley, C. (2004), Metaarchaeology Projekt. On modernity and archaeological discourse. <http://archaeology.kiev.ua/meta/tilley.html>. Mai 2004.
- Walther, G. (1992), Fernes Kampfgetümmel. Zur angeblichen Aktualität von H. Whites „Metahistory“. Rechtshistorisches Journal 11: 19-40.
- White, H. (1991), Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart.